



Feierabend



Jenny Marx.

Von Marianne Pollat, Wien.

„Frauen der deutschen Revolution 1848“ heißt ein Buch, das jetzt im Verlag Kadon & Komp., Dresden, erschienen ist. Anna Bloss schildert darin die Lebensläufe von zehn Frauen, die entweder unmittelbar oder durch die Verbindung ihres Schicksals mit dem ihrer Gatten im „tollen Jahr“ eine Rolle gespielt haben. Das Buch, gut gebunden, mit Leinwandrücken, mit zehn Abbildungen auf Kunstdruckpapier, kostet Mf. 3.50. Es eignet sich ausgezeichnet zum Geschenk für Frauen und Mädchen. Als Probe drucken wir hier ein Kapitel ab, das von Karl Marx' treuer Lebensgefährtin Jenny erzählt.

Tapfer wie Johanna Kinkel hat Jenny Marx die schweren Tage mitgetragen, von denen ihr Gatte in vielleicht noch stärkerem Maße verfolgt wurde als die anderen Kämpfer des Jahres 1848.

Es läßt sich denken, daß Karl Marx, einer der größten Gelehrten der Welt, der Verfasser des „kommunistischen Manifests“, des „Kapitals“, der Gründer der internationalen Arbeiterassoziation, gewiß hohe Ansprüche an die Frau gestellt hat, die er sich zur Lebensgefährtin erkor. Hatte er doch selbst den Tarbestand der bürgerlichen Ehe im „kommunistischen Manifest“ so stark gegeißelt, wo er schreibt: „Der Bourgeois sieht in seiner Frau ein bloßes Produktionsinstrument. Er hört, daß die Produktionsinstrumente gemeinschaftlich ausgebeutet werden sollen, und kann sich natürlich nichts anderes denken, als daß das Los der Gemeinschaftlichkeit die Weiber gleichfalls treffen wird. Er ahnt nicht, daß es sich eben darum handelt, die Stellung des Weibes als bloßes Produktionsinstrument aufzuheben.“

Die Ehe von Karl Marx und Jenny Marx ist der schlagendste Beweis dafür, daß Menschen glücklich miteinander sein können, sie mögen von noch so verschiedener Rasse, Herkunft, Familie sein, wenn nur das gleiche Streben nach Idealen, nach Freiheit sie erfüllt. Und glücklich waren sie trotz allen schweren Prüfungen, die ihnen das Schicksal auferlegte. „Das Flüchtlingselend in seiner schärfsten Form hat für Marx und seine Familie jahrelang gedauert. Es wird wenige Flüchtlinge gegeben haben, die mehr zu lei-

den hatten. Jahrelang, und da war das Schlimmste schon vorüber, bildete das Pfund Sterling (zwanzig Mark), das Marx wöchentlich für seine Artikel an die New Yorker „Tribüne“ gezahlt wurde, die einzig sichere Einnahmequelle“, schreibt Wilhelm Lieb-



necht in seinen Erinnerungen an Karl Marx. An einer andern Stelle teilt er mit, daß der schlechtest bezahlte Tagelöhner in Deutschland in vierzig Jahren nicht mehr an Lohn bezogen hat als Marx an Honorar für das „Kapital“, eine der größten wissenschaftlichen Schöpfungen dieses Jahrhunderts, an der er vierzig Jahre lang gearbeitet hat, „und wie gearbeitet!“

Es war der Frau, die in schwerer Zeit so tapfer durchgehalten hat, nicht an der Wiege gesungen, daß sie den Hunger in seiner furchtbarsten Bedeutung kennenlernen sollte.

Im Hause Westphalen.

Jenny v. Westphalen, „das geliebte Weib von Karl Marx“, wie es in der Grabinschrift heißt, stammte aus einer vornehmen, begüterten Familie. Ihr Großvater war der geniale Generalstabschef des Prinzen Ferdinand von Braunschweig im Siebenjährigen Kriege. Ihre Großmutter entstammte der be-

rihmten schottischen Adelsfamilie Argyle. Die Familie war seit 1861 in Trier ansässig, wo auch die Eltern von Karl Marx lebten. Jennys Vater war Regierungsrat in Trier, Karl Marx, der dort am 5. Mai 1818 geboren wurde, verkehrte von Jugend auf im Westphalenschen Hause. Jenny, die Tochter, wurde am 12. Februar 1814 geboren. Ihr Vater war ein hochgebildeter preussischer Beamter, dessen Lieblingsdichter Körner und Schatepeare waren. Obwohl er nicht mehr jung war, liebte er es, sich mit dem klugen jungen Marx zu unterhalten und seinen Bildungsgang zu beeinflussen. Marx verehrte ihn wie einen väterlichen Freund.

Karl Marx wuchs mit den Söhnen des Hauses v. Westphalen in enger Gemeinschaft auf. Jenny beteiligte sich sowohl an ihren Spielen als auch an ihren Studien. So wurde aus der Kinderfreundschaft Liebe. Seine Mutter nannte damals ihren Sohn Karl „das Glückskind“. Mit siebzehn Jahren bestand er das Abiturientenexamen und ging als studiosus juris auf die Universität Bonn, wo er ein flottes Studentenleben führte. Von da ging er 1836 nach Berlin. Vorher verlobte er sich mit der Jugendgeheiligten ohne Wissen ihrer Eltern, aber mit Einwilligung seiner Eltern, die sie mit der „Gutmütigkeit wahrer Romanektern“ gaben. Schon damals beschäftigte sich Marx mit den schwierigsten Problemen, studierte vor allem Hegel eifrig. Dabei war sein Herz erfüllt von schwärmerischen Gefühlen für seine heimliche Braut, und er dichtete sie an in romantischen Versen.

Das schönste Mädchen von Trier.

Im Jahre 1841 promovierte Marx zum Doktor. Als er um die Hand Jennys warb, zeigte sich der Gegensatz zu so vielen Menschen ihrer Rasse. Diese hätten die Tochter gelächelt, wenn nicht verstoßen. Die Eltern Westphalen billigten den Herzensbund mit Marx, dessen glänzende Gaben sie ja von früher Jugend kannten. „Die Braut bewährte von Anbeginn die seltenen Eigenschaften des Herzens und des Kopfes, die sie all ihr Leben auszeichnen sollten“, schreibt Wehring. Er weist auf die Dornen hin, die das Verhältnis der Braut eines um vier Jahre jüngeren Studenten in der Atmosphäre einer büreaukratischen Kleinstadt bot. „Aber nicht darum sorgte sich das schönste Mädchen

von Trier. Sie fürchtete nur, als Aeltere, Reisere, ein hoffnungsvolles Leben zu be-
lasten, das eben in die Halme schoß.“ „Sie
hat auch etwas Genialisches“, schrieb der be-
geisterte Vater Marx seinem Sohne. „Du
kannst sicher sein, daß ein Fürst nicht im-
stande wäre, sie dir abzuwenden. Sie hängt
dir mit Leib und Seele an, und du darfst es
nicht vergessen, in ihrem Alter bringt sie dir
ein Opfer, wie gewöhnliche Mädchen es ganz
gewiß nicht fähig wären.“

In seiner Liebe zu seiner Frau war
Karl Marx, wie er später seinen Kindern
erzählte, ein wahrer rasender Roland Sie-
ben Jahre, wie einst Jakob um Rahel,
mußte Marx um seine Jenny dienen, und sie
dünkten ihn, als wären es einzelne Tage, so
lieb hatte er sie. Am 19. Juni 1843 wurde
endlich die Ehe geschlossen, von der Stephan
Born, der das Paar in Paris kennenlernte,
schrieb: „Ich habe selten eine so glückliche
Ehe gekannt, in der Freud und Leid, das
Leid in reichlichem Maße, geteilt und aller
Schmerz in dem Bewußtsein vollster gegen-
seitiger Angehörigkeit überwunden wurde.“

Mutter, Freundin, Beraterin.

Frau Marx war die erste Frau, so er-
zählt Wilhelm Liebknecht, durch die ich die
erzieherische Kraft und Macht der Frauen
kennenlernte. Meine Mutter war so früh ge-
storben, daß ich von ihr nur schattenhafte,
verschwommene Vorstellungen habe; und
später fand ich mich auch — außer auf ganz
kurze Zeit, und auch das in sehr früher Kind-
heit — von weiblicher Gesellschaft, die mich
hätte emporheben und zur Milderung und
Schleifung meines Wesens beitragen können,
völlig ausgeschlossen. Ehe ich Frau Marx
traf, hatte ich die Wahrheit des Goethischen
Wortes nicht begriffen: *Wißt du genau er-
fahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen
Frauen an!* Sie war mir bald Iphigenia, die
den Barbaren sanftig und bildet, bald Cleo-
nora, die dem mit sich Zerfallenen, an sich
Zweifeln den Ruhe gibt — Mutter Freun-
din, Vertraute, Beraterin. Sie war mir das
Ideal eines Weibes, und sie ist es mir. Und
— es sei hier wiederholt — wenn ich in Lon-
don nicht zugrunde gegangen bin, geistig und
körperlich, dann verdanke ich es zum großen
Teil ihr, die, wenn ich dachte, in dem bran-
denden Ozean des Frühlingsebens zu ver-
sinken, mir wie Leukothea dem schiffbrüchigen
Odysseus erschien und wieder Mu: gab zu
schwimmen.“

Im Exil.

Die Heimat freilich hatte keinen Raum
für dieses seltene Paar. Mit 500 Taler Re-
daktionsgehalt siedelten sich die Neuwermähl-
ten zunächst in Paris an. Bald wurden sie
von dort ausgewiesen und zogen nach Brüssel.
„Frau Marx lebte ganz in den Ideen ihres
Mannes“, schreibt Stephan Born, „sie ging
dabei ganz in der Sorge für die Ihrigen
auf und war doch so himmelweit von der
strumpfstreichenden, den Kochlöffel rührenden
deutschen Hausfrau entfernt.“

Der Aufstand von 1848 in Brüssel
brachte der jungen Frau schwere Stunden.
Karl Marx wurde in das Gefängnis ge-
bracht. Sie blieb allein mit ihren kleinen
Kindern. Als sie auf die Strafe eilte, um
zu erfahren, wohin man ihren Mann ge-
bracht hat, wurde sie festgenommen und
mit Prostituierten in einen Raum gesperrt.
So groß waren ihr Entsetzen und ihr
Schmerz, daß selbst diese durch ihren trau-
rigen Beruf verrohten Wesen verstummten
und Mitleid mit ihr hatten.

Nach kurzem Aufenthalt in Köln, wo
Marx die „Neue Rheinische Zeitung“ her-

ausgab, ging die Wanderschaft der Familie
über Paris nach London, dem Exil, das sie
dauernd nicht mehr verlassen. Wohl manche
Frau wäre zusammengebrochen bei den vielen
schweren Schicksalsschlägen, die sie trafen.
Jenny Marx blieb immer stark und stolz.
Die Not war oft so groß, daß das schöne
wertvolle Silberzeug, die Erbschaft der schot-
tischen Verwandtschaft, zum Teil drei- bis
vierhundert Jahre alt, mit der Krone der
Argyles und dem Familienmotto: „Wahrheit
ist mein Wahlpruch“, zum Pfandleiher ge-
tragen werden mußte. Aber war Gelegenheit
zur Fröhlichkeit, so wurde sie mit Freunden
ergriffen. Eines der größten Vergnügen
waren die Sonntagsausflüge an denen groß
und klein teilnahm, auch das ge'neue Len-
chen Demuth, die, wie Liebknecht sagt, die
Diktatur im Hause ausübte, während Frau
Marx die Herrschaft hatte. Seit Beginn der
Ehe war sie, wie eine der Töchter es aus-
drückte, die Seele des Hauses und im höchsten
edelsten Sinne des Wortes Mädchen für alles.
Als Kind war Lenchen in das Haus der
Großmutter v. Westphalen gekommen, wuchs
mit den Kindern auf, und Frau v. Westphalen
schickte sie dem jungen Paar Marx als das
beste, was sie ihnen schiden konnte. Sie
sorgte für die Stärkung des Körpers. Die
Familie und die Gäste sangen Volkslieder
aus der Heimat. Marx deklamirte mit seinem
erstaunlichen Gedächtnis lange Passagen aus
Dantes „Göttlicher Komödie“ oder Szenen
aus Shakespeare, wobei seine Frau, ebenfalls
eine vorzügliche Shakespeare-Kennerin, ihn
öfters ablöste.

Opfer des Flüchtlingslebens.

Karl und Jenny Marx waren zärtlich
liebende Eltern. Wie furchtbar traf sie daher
der Verlust der Kinder, die Opfer des Flüch-
lingslebens wurden. Liebknecht beschreibt den
namenlosen Jammer der Eltern, die mit so
unendlicher Zärtlichkeit an den Kindern hin-
gen. Ruhige Pflege und ein Aufenthalt auf
dem Lande oder an der See hätten ihr Leben
vielleicht erhalten. „Allein in dem Flüch-
lingsleben, in der Heke von Ort zu Ort und
im Londoner Elend war es trotz zärtlichster
Elternliebe und Mutterforge doch nicht mög-
lich, die zarten Pflänzlein für den Kampf ums
Dasein genügend zu kräftigen.“ Alle ihre in
London geborenen Kinder hatte Frau Marx
verloren, bis auf das jüngste Töchterchen
Tussy, später Frau Eleonore Marx-Abeling.
Als dieses Kind erwartet wurde, wurde gro-
ßer Ra: gehalten. Der Familienarzt, Dr.
Allan, erklärte, es gäbe nur eine Möglichkeit,
das Kind am Leben zu erhalten, und das sei,
es bis zum fünften Jahre ausschließlich und
bis zum zehnten Jahre vorwiegend mit Milch
zu ernähren.

Herzzerreißend lauten die Worte, die
auf einem losen Tagebuchblatt nach dem Tode
von Frau Marx gefunden wurden, als sie
einen ihrer kleinen Lieblinge verloren hatte:
„Drei Tage rang das kleine Kind mit dem
Tode. Es litt so viel. Sein kleiner, entsef-
ter Körper ruhte in dem hinteren Stübchen, wir
alle wanderten zusammen in das vordere und
wie die Nacht kam, betteten wir uns auf die
Erde. Da lagen die drei lebenden Kinder mit
uns, und wir weinten um den kleinen Engel,
der kalt und erblickten neben uns ruhte. Der
Tod des lieben Kindes fiel in die Zeit unserer
bittersten Armut. Da ließ ich zu einem franzö-
sischen Flüchtling, der in der Nähe wohnte.
Er gab mir gleich mit der freundlichsten
Teilnahme zwei Pfund Sterling. Mit ihnen
wurde der kleine Sarg bezahlt, in dem mein
armes Kind nun im Frieden schlummert. Es
hatte keine Wiege, als es zur Welt kam, und

auch die letzte kleine Behausung war ihm
lange ver sagt.“ Nach dem Tode des kleinen
in London geborenen „Förschen“ hatte die
Mutter 1853 auf ein loses Papierblatt ge-
schrieben: „Mein Schmerz war so groß. Es
war das erste Kind, das ich verlor.“

Die Sterbende.

Von den letzten Tagen von Jenny
Marx berichtet ihre Tochter Tussy das heißt
Eleonore Marx-Abeling, an Wilhelm Lieb-
knecht. Schon im Herbst 1880 war Frau
Jenny Marx so krank, daß sie sich nur selten
von ihrem Schmerzenslager erheben konnte.
Da bekam Marx, von allen mit dem Rosen-
namen „Mohr“ genannt, eine schwere Brust-
fellentzündung. Er lag in einer kleinen Stube
neben der Krankenstube seiner Frau. Das
reue Lenchen und die Tochter pflegten die
Eltern Tag und Nacht. Dank dieser rühren-
den Pflege wurde Marx wieder gesund. „Nie
werde ich den Morgen vergessen“, schreibt die
Tochter, „an welchem er sich stark genug
fühlte, in Mütterchens Stube zu gehen. Sie
waren zusammen wieder jung — sie ein lie-
bendes Mädchen und er ein liebender Jüng-
ling, die zusammen ins Leben eintraten —
und nicht ein von Krankheit zerrüteter alter
Mann und eine sterbende alte Frau, die fürs
Leben voneinander Abschied nahmen.“

Frau Marx hatte monatelang die Qua-
len erduldet, die das Krebsleiden mit sich
bringt. „Und doch hat ihr guter Humor, ihr
unererschöpflicher Wi: sie keinen Augenblick
verlassen. Sie erkundigte sich ungeduldig wie
ein Kind nach dem Ergebnis der damaligen
Wahlen in Deutschland (1881), und wie ju-
belte sie über die Siege! Bis zu ihrem Tode
war sie heiter und suchte durch Scherze unsere
Furcht um sie zu zerstreuen. Ja, sie, die so
furchtbar litt, sie scherzte, sie lachte, sie lachte
uns alle und den Arzt aus, weil wir so ernst-
haft waren. Bis zu ihrem letzten Augenblick
hatte sie ihr volles Bewußtsein, und als sie
nicht mehr sprechen konnte — ihre letzten
Worte waren an Karl gerichtet —, drückte sie
uns die Hände und versuchte zu lächeln.“

Als Friedrich Engels kam, der treueste
Freund der Familie, sagte er: „Der Mohr
ist auch gestorben.“ Und es war wirklich so.
Nur die Hingabe an sein großes Werk, das
er vollenden wollte, hielt ihn noch am Leben.
Bei der Beerdigung seiner geliebten Jenny
hatte aber Engels alle Mühe, ihn daran zu
hindern, daß er sich in das Grab stürzte.

Auf der Grabplatte auf dem Kirchhof
von Highgate steht die Inschrift, die in deut-
scher Uebersetzung lautet:

Jenny von Westphalen,
Das geliebte Weib von Karl Marx,
Geboren 12. Februar 1814.
Gestorben 2. Dezember 1881.
Und Karl Marx,
Geb. 5. Mai 1818, gest. 11. März 1883.

**Warum haben Sie nicht
geheiratet?**

**Eine Umfrage an ledige Frauen und
1200 Antworten.**

Das Bureau für Sozialhygiene in New
York hat vor kurzer Zeit eine Umfrage an
unverheiratete Frauen ergachen lassen, die fol-
gendermaßen lautete: „Warum haben Sie nicht
geheiratet?“ 1200 Antworten liefen ein. Aller-
dings war die Kundfrage nur an akademisch
gebildete Frauen gerichtet. Die Antworten sind
aber von so allgemeinem Interesse, daß sie wohl
auch für andere Frauen Gültigkeit haben
dürften.

305 Frauen antworteten: „Wir fanden nie-
mals den „richtigen“ Mann“, 97 waren in Mün-

Die Spinne.

Von Franz Krey.

ner verlobt, die sie niemals erlangen konnten, 89 waren nie verlobt. 55 erklärten kurz und trocken: „Um mich hat nie jemand gefreit.“ 54 Mädchen waren einmal verlobt gewesen, dann wurde die Verlobung aufgelöst und sie liebten nie mehr einen andern Mann. Von 33 war der Bräutigam gestorben, und sie blieben ihm über das Grab hinaus treu. Und 21 Frauen gehören in eine Gruppe, deren Geschichte von einer von ihnen lakonisch erzählt wurde: „Nie den geliebt, der freite, und derjenige der geliebt wurde, hat nicht gefreit.“ 9 von den 1200 hatten vor einer sexuellen Verbindung Abscheu und 4 hatten nicht geheiratet, weil sie Männer liebten, die selbst verheiratet waren, und ihnen trotzdem treu blieben.

Das Märchen vom Storch.

Trat ich neulich im Dämmerchein,
Ganz leis ins Kinderzimmer ein,
Hab' schnell mir ein Lauscherchen gewählt,
Wollt hören, was sich mein Pärchen erzählt.
Und wie ich sehe und wie ich hoch,
Da, richtig, kommt die Geschichte vom Storch.
„Rein, Liesel“, spricht Hans mit viel Bedacht,
„Der Storch hat uns beide nicht gebracht,
Er hat sich gar nicht um uns gequält,
Mama hat mir's neulich selber erzählt.
Das mit dem Storch sind alles nur Sagen,
Dass er uns hat im Schnabel getragen,
Und dass er die Mutter ins Bein gebissen.
Na, davon müßte sie doch was wissen.
Und daß wir vorher lagen im Teich,
Ist alles nicht wahr, ich dach: es mir gleich.
In Wirklichkeit ist es viel schöner, du!
Da liegt so ein Kindlein ganz in Ruh,
So lang' es noch zart und winzig klein,
An Mutters Herzen. Du, das ist fein.
Die Mutter muß das Kindlein hegen,
Sie darf sich nur ganz leicht bewegen,
Dass sie ihm keinen Schaden tut,
So lang' es an ihrem Herzen ruht.
Allmählich wird das Kindlein groß,
Es löst sich von der Mutter los,
Die leidet dabei sehr viele Schmerzen;
Es löst sich ja von ihrem Herzen. —
Doch schön ist's, wenn das Kind erst da,
Da freut sie sich und schenkt es Papa.“ —
Liesel hat schweigend zugehört.
Den großen Bruder nicht gestört.
Jetzt hebt sie zu ihm das kleine Gesicht,
Und ernsthaft sie die Worte spricht:
„Eins kann dabei ich nicht verstehen,
Warum muß das immer der Mutter geschehen?
Kann's Kind an des Vaters Herzen nicht liegen?
Können Papas keine Kinder kriegen?“
„Ach nein“, spricht Hans, der kluge Mann,
Das geht doch ganz und gar nicht an.
Sie wären ja sicher dazu bereit,
Haben ja aber zu wenig Zeit.“ —
Und dann spricht Liesel, und sie lacht:
„Papas bewegen sich auch nicht leicht.
Ich sah es neulich selbst mit an,
Sie springen ja von der Straßenbahn,
Laufen hinterher oft ganze Strecken,
Da würde das Kindlein sich schon erschrecken.
Da ist es doch besser bei Mama! —
O, sieh mal Hans, da ist sie ja!
Und beide hatten mich schon umschlungen,
Rechts hab ich das Mädel und links den Jungen,
Und als ich mich zu guter Lebt
Zu ihnen ins Schlummerredchen gesetzt,
Spricht Liesel mit strahlendem Augenpaar:
„Mutter, was Hans sagt, ist das wahr?
Als ich ganz klein gewesen bin,
War ich da bei dir im Herzen drin?“
Fest schmiegt sie sich mir in den Arm hinein, —
„Mutter, wie muß das schön doch sein!“

(Verfasser nicht zu ermitteln.)

Der Gedanke kam dem alten Hauer Stephani ganz plötzlich, und zwar, als er beim heutigen Ausfahren in das Eisenkonstruktionsgewir des Förderturnes sah. Aber wie er ihn nun gefaßt hatte, wunderte er sich, daß er ihm erst jetzt gekommen war. Er lag nahe, zum Greifen nahe, hatte er von Anbeginn seines, des Kohlenhauers Stephani, Leben gelegen. Er hätte darüber stolpern müssen. „Bierzig Jahre“, murmelte er, als er durch das breite Zechentor noch draußen schritt.

Beim Kaczmarek trank er einen Schnaps. Er tat das ganz mechanisch. Er hatte das Bierzig Jahre lang getan. Als Lampenjunge hatte er damit angefangen. „Tsch, Franzel!“ begrüßte ihn Kaczmarek (er war mit dem Bütt did und fett geworden; die beiden hatten es verstanden), „nen Bittern?“

Der Hauer Stephani stürzte den Schnaps runter. Das hörte ab morgen auf. „Verdammt!“ knurrte er.

„Biste krank?“ jagte der dicke Kaczmarek.

„Warum?“ fragte er lauernd zurück.

„Na, ich mein' nur, du bist so komisch heute. Willste noch einen?“

Da lachte er böse auf, schmiss das Geld auf die Theke und schrie im Hinangehen: „Die Spinne!“, und lachte dröhnend, als er das blöde Gesicht von dem Dicken sah.

Draußen blieb Stephani unschlüssig stehen. Er sah nach dem Förderturn, auf dem sich surrend die große Zeitscheibe drehte und von dem die Fahrtsignale ihm in die Ohren klopften. „Aus!“ jähre er während. „Seifahrt aus!“ und lief seinen gewohnten Weg. An der zweiten Kreuzstraße bog er aber schon ab und lief auf Umwegen zum Schacht zurück. Er tat das unbekannt. „Verfluchte Spinne!“ schimpfte er, als er den Förderturn wieder vor sich sah. Mit harten, hastigen Schritten marschierte er jetzt nach Hause.

„Tsch, Mutter“, sagte er, als er in die dunstige Wohnküche trat.

Er setzte sich an den Tisch und stierte durch das Fenster.

Die Frau klapperte mit den Schüsseln. „Kommt spät“, sagte sie nach einer Weile, während sie aufdeckte.

„So?“ knurrte er.

„Sie entlassen jetzt wieder?“ fragte sie in das erneute Schweigen.

„Ja!“ jähre er, „hör' doch endlich mit dem Gequassel auf. Laß mich in Frieden.“ Und rief die Kinder von der Straße zum Essen rein.

Nach dem Essen ging er fort. Darüber wunderte sich seine Frau. Das hatte er seit Jahren nicht getan.

Er irrte ziellos in den Straßen der Bergarbeiterkolonie umher. Wenn er einen Bekannten auf sich zukommen sah, bog er in eine Nebenstraße ab. Später marschierte er nach der nahen Stadt.

Dreimal fragte er an diesem Nachmittag um Arbeit an, zweimal bei Zechen, einmal bei der großen Fabrik der Stadt. „Jetzt nach Arbeit fragen“, wunderten sich die Pförtner, „und noch so'n Alter.“ Und zitterten plötzlich, von einer eisigen Kälte erfaßt. „Aus!“ murmelte Stephani jedesmal. „Die verdammte Spinne!“

Der Gedanke hatte sich in sein Gehirn eingestossen wie Rost in seuchtes Eisen. Sein Denken kreifte darum wie die Erde um die Sonne kreift. Immer nur Spinne, immer dasselbe, immer im Kreis: Spinne. Ausgefogen. Bierzig Jahre. Armenfürsorge. Hungern.

Einmal hatte er mitten auf der Straße und im Gehen eine Vision. Er stand am Rande der Stadt und sah die Förderturne über das Land kriechen. Sie krochen hochbeinig wie die Spinnen und woben ein Netz, das sie mit einem plötzlichen Ruck über die Stadt warfen. Dann krochen sie in die Mitte des Netzes und streckten ihre Winkel, E- und U-Eisen, die Saugröhren waren, in die Häuser hinein. Sie wurden dicker und dicker, die Förderturne. Er befürchtete, sie würden plagen. Aber mit einem Male waren sie keine Förderturne mehr, sondern fette Käse, die von großen, breiten, schweren Männern in schwarzen Frackröden gemolken wurden. Unter diesen Männern sah er den Zechendirektor und sah er Kaczmarek, den schwammigen Wirt von der Zechenkneipe.

Lächerlicherweise melkten die Männer in ihre Kostaschen und Hüte, und keine Milch, sondern weiße Papiere. Um sie herum standen die Kohlenarbeiter mit ihren Frauen und Kindern und sahen erstaunt zu. Dann kam Polizei auf zwei Lastautos und jagte die Kohlenarbeiter mit Gummistülpeln auseinander.

Der Hauer Stephani wurde zulezt richtig wütend. Er kam nicht von diesem verdammten Spinnengedanken los. Der glühte in seinem Schädel wie die große elektrische Lampe am Schacht. Man sieht sie schon vom dritten Duer-schlag, sie drückt in die Augen, wenn man daraus in die Straße biegt. Er sah eine Eisenbrücke — und sein Gehirn meldete: Spinne! Er sah Kanallöcher und sein Gehirn telegraphierte: Ausgefogen! Er kam an einer Müllkippe vorbei — und in seinem Gehirn flammte es heiß und rot auf: Hunger!

Von dem irren Herumlaufen müde geworden, setzte er sich auf eine Bank im Stadtpark. Die Männer und Frauen, die im Park promenierten, sahen ihn, den Kohlenarbeiter mit den schwarzbraunen Mäandern um den Augen, erstaunt und befremdet an. Hier war ihr Bereich. Er merkte davon nichts, in Grübeln versunken. Ein kleines Mädchen mit einem Kräulein kam vorüber.

„Was für ein schmutziger, alter Mann“, sagte es.

Da sah er das Kind so böse an, daß es erschreckt zu weinen begann.

„Schämen Sie sich“, schrie das Fräulein, „das Kind so zu erschrecken!“, und sah sich ängstlich nach Schutz um.

Am Abend, als seine Frau das Brot für die nächste Schicht fertig machen wollte, sagte er: „Laß, Mutter.“

„Was?“ fragte sie und setzte sich, sie wurde plötzlich ganz schwach in den Knien.

„Die Spinne“, sagte er so ruhig, als ginge ihn das gar nichts an.

„Was Spinne?“ schrie die Frau, „red' doch vernünftig!“

„Entlassen!“ brüllte er da. „Bierzig Jahre geschuftet! Ausgefogen! Alt! Nirgendwo Arbeit mehr zu kriegen! Hungern! Hungern!“

„Und die Kinder?“ (Wie müde sie war.) „Auch hungern — oder totschlagen. Was fragt die Spinne danach . . .!“

Aber da irrte sich der alte Hauer Stephani gewaltig. Die Spinne fragt sehr viel danach. Die Spinne braucht immer frische Fliegen. Ein Vater darf seine Kinder nicht totschlagen, wenn er sie auch nicht mehr ernähren kann; das Gericht würde ihn dafür zum Tode verurteilen.

Er darf sie nicht totschlagen! Verhungern dürfen sie, wenn sie die Spinne nicht mehr braucht.

Allerhand Urlaub.

Von Ludwig Eidersch, Wien.

Der Großrentner (am Telefon): Lili ist schon sechs Wochen unten. Danke gut. Das ewige Kummispiel hat sie kaputt gemacht... Nur beklagt sie sich über schlechte Golfplätze... Natürlich hat sie ge spielt! Na hören Sie, in Monte? ... Leider mit Pech... Tja 40.000 Franken... Wenns ihr Spaß macht... Wunderbares Klima... den ganzen Tag kommt sie nicht aus dem Wasser... Ich könnte Ihnen nur Royal empfehlen... bei allem Gebotenen 300 Franken... ja täglich... Sagen Sie Herr Ehrenzweig, was machen meine Kima? ... na also... wir sehen uns also noch vorher..."

Die Tochter des Enterbten (im Lichthof): Da schau Hansl, mei Schmalzbrod is volla Quark. So verfluchte Fabrik, allaweil der Gstaun. Murgan gengan ma in Park. Waagt, da is lichter... Oder gengan ma auf d' G'stein bei der Gummiabrik. Burißs Jahr ham ma durt an tote Raß ausgroben... Jesses, die Litschi hats quat! Die fohrt nach Floridsdorf zum Großvater. Der hat an Schrebagarten... Nun, geh ma, surst maag i der Muatta waschen helfen...

Orgien von Disharmonie. „The fool Jazz-Monte Hall im Royal. Lili (unter Regerrhythmen): „Ich verstehe wirklich nicht, was die Leute eigentlich wollen. Genügt es nicht, wenn man auf dem Frühlingstanz für sie tanzt? Eigentlich habe ich nichts gegen die Proleten. Wenn sie nur nicht so häßlich wären... Ist das nicht von Oskar Wilde? ... Sehen Sie mein lieber Freund, gerade dieses Kleid ist von Ferral. Mein Mann will alles aus Paris... Sie finden es zu dezent... Pftui, warten sie doch bis wir allein sind!...“

Lichtregel schießen durch das Gewirr: In ten, Stöhnen, Krächzen. Symphonie der Großstadt. Straßenecke. Die Geduldete: „Wissens was, fahren sie mit mir nach Italien, hat er gesagt, zu mir, hört Nizi? I maag mit, hat er gesagt. I natürli volla freid, kamst dar denkn. I schwanz mit gamm, es vergeht a Tag, an anderer, no aner, der Hundianer rihrt si net. Seit tritt ihm. Glaubst erbett sie grüht?... Anich... soll man... Du waagst schon von der Toni... die hams gestern ins Spital...“

Der Staatsbürger (liest seiner Frau vor): An dem exklusiven Wohntätigkeitsfest der österreichischen Gesellschaft in Monte Carlo nahmen teil: Legationsrat Dr. Karl Rüdtenkum, Hofrat Ferdinand Radiergummi samt Gemahlin, Sektionschef Reyonnik von Leitretzer, Minister a. D. Franz Frankensälcher, Kommerzialrat Samuel Morupier, Gremialrat August Mirjanwer, Rittmeister Egon Würzleitner und andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Das Fest fand seinen Höhepunkt in einer Apotheose der Kochienliebe... Du siehst, meine Lenerie, die Gesellschaft opfert sich. Na leben und leben lassen! Ich weiß nicht, was die roten Köpfer wollen? ...

Eine Pinstlerne. Menschengedränge am Pflaster. Das Khasi eines Säbtsmannes, Signale der Rettungsgesellschaft. Eine Grauhaarige: „No, ist denn gecheban? Jössas, a Leich! Was hats denn ghabt. Abigstürzt hat sie sich? Ja warum denn? Ah so! ... oarbeitslos wars... Alle Tag und alle Tag... Gengans herns auf... bald wird taner mehr überleben...“

Was mancher nicht weiß.

Spita ist ein Fixstern, der am weitesten von uns entfernt ist. Sein Licht braucht 300 Jahre, um auf die Erde zu gelangen. Würde man die Entfernung der Erde von der Sonne durch einen Zentimeter darstellen, so müßte dieser Stern in einer Entfernung von 200 Kilometer eingetragen werden.

Der Nil hat von allen Flüssen der Erde die größte Anzahl von verschiedenen Fischen. Eine Expedition sammelte vor einiger Zeit über 9000 Arten.

Walffische, namentlich Potwale, die ihre Nahrung auf dem Meeresgrund suchen, können bis zu einer Stunde unter Wasser bleiben.

Der Bau des Suezkanal dauerte vom 25. April 1859 bis 19. November 1869. Es arbeiteten ständig gegen 25.000 Arbeiter daran.

Willst du Elefanten jagen? Eine Lizenz, die zur Elefantenjagd in Nordafrika berechtigt, kostet 1200 Mk. Für jeden erbeuteten Elefanten sind ferner 250 Mk. zu erlegen.

Bei Vaku soll durch die Entzündung von Petroleum ein Feuer brennen, das schon im zehnten Jahrhundert entstanden ist.

In Brasilien gibt es noch über fünf Millionen Quadratkilometer unerforshtes Gebiet, also eine Fläche, die elfmal so groß ist wie Deutschland.

Rnut Pomjun, der 1860 geborene norwegische Dichter, war Schuhmacherlehrling, Kohlenräger, Schultzeißboze, Steinbrecher, Bergarbeiter, Holzhauer, Löhlarbeiter, Heizer auf einem Dzeandampfer, Landarbeiter, Straßenbahnkassierer, Schlafwagenkontrollent und schließlich Schriftsteller.

Der Ausruf „Heureka!“ oder „Ich hab's gefunden!“ stammt von Archimedes, der im dritten Jahrhundert v. Chr. lebte. Er tat den Ausruf, als er das hydrostatische Grundgesetz gefunden hatte.

Allerlei.

England versinkt allmählich? Alle Nachrichten über das Versinken Englands sind Zeitfäumer. Ein im Jahre 1907 erstatteter Bericht einer Kommission von Geologen und Ingenieuren ergab das Gegenteil. In den letzten 50 Jahren hatten England und Wales an ihren Küsten einen Landverlust von 1900 Hektar und einen Landgewinn von 14.000 Hektar. Schotland verlor 300 Hektar und gewann 1900 Hektar und Irland verlor 450 Hektar und gewann 3100 Hektar. An der Steilküste von Dover werden allerdings jährlich zwei Fuß fortgeschoben. Bei Dungeness ist die Küste dagegen von 1792 bis 1850 in jedem Jahre drei Meter gewachsen; von 1856 bis 1871 im Jahre 4,5 Meter und in den Jahren 1871 bis 1897 im Jahre drei Meter.

Entschleierte historische Geheimnisse. In der Geschichte aller Länder und Völker gibt es gewisse geheime Kapitel, die sich dem Lichte der Forschung hartnäckig verschlossen haben, und um die sich daher um so üppiger Sage und Legende rankten. Neuerdings gelingt es jedoch, namentlich seit die Archive zugänglicher geworden sind — auf den Grund so mancher Geheimkapitel zu dringen. So hat jetzt E. S. Thompson in London ein Werk veröffentlicht, in dem er einigen der Ueberlieferungen der englischen Geschichte, an die bisher niemand zu rühren wagte, unbekümmert auf den Leib rückt. In seinem Buche stellt Thompson u. a. die Unwahrscheinlichkeit folgender besonders verbreiteter Ueberlieferungen fest: daß der Herzog von Clarence, weil er ein großer Zäuser war, von seinem Bruder, dem

Könige, gegen den er sich verschworen hatte, in einem Faß Malvoisier ertränkt wurde — daß König Johann von England am Genuß von zu vielen Pfirsichen starb — und daß König Heinrich der Erste von England sich den Tod holte, indem er sich den Magen mit zu vielen Aalen verdarb. Thompson konstatiert, daß der Herzog von Clarence durch Gift, das einem Becher voll Malvoisier beigemischt war, vergiftet wurde — daß der König Johann einer banalen Lungenentzündung erlag und daß der König Heinrich I. das Opfer einer Vergiftung mit Biomain wurde. Den Tod des Herzogs von Clarence in einem Faß Malvoisier haben sogar englische Dichter besungen. Aber so ist es meistens: die poetischsten historischen Anekdoten sind mehr oder weniger gut erfundene Legenden, denen oft nicht einmal das berühmte Körnchen Wahrheit inneohnt.

Weiteres.

Voshajt: „Was hast du in der neuen Kewne zu tun?“ — „Oh, nicht sehr viel... ein hübsches Mädchen darzustellen.“ — „Du Arme, was die alles verlangen!“

Das Alibi. Das Stück ist ja schon zu Ende, da brauchen Sie doch kein Programm mehr.“ — „Doch, doch! Als Legitimation für meine Frau!“

Der Ueberfahrene unterm Auto. „Sind Sie verunglückt?“ „Denken Sie vielleicht, ich seh' mir von hier die Ansicht an?“

Wirtschaftslage. Silberhaariger Greis: „Heute, an unserer diamantenen Hochzeit, liebes Weib, hab' ich dir eine Ueberraschung besorret. Für den Trauring, den ich dir vor 60 Jahren schenkte, hab' ich die letzte Rate bezahlt — er ist jetzt dein Eigentum.“

Frech. In Kops kam eine Schwartze und wollte sich malen lassen. „Ich male in neuer Sachlichkeit“, warnte Kops. Sie ließ aber nicht ab. Kops malte sie. Als das Bild fertig war, sah man darauf: eine Perücke, einen Hüstenhalter, Atropin, Del und einen Nitrotopf mit Anilinfarben.

Die Erklärung. „Ihr Mann hat sich gestern schändlich betragen, er ist während der Predigt aus der Kirche gelaufen.“ — „Entschuldigen, Herr Pfarrer, mein Mann ist Schlafwandler!“

Selbstverständlich. „Warum haben Sie denn keine Gans mitgebracht, wie ich Ihnen aufgetragen habe?“ — „Es war keine einzige auf dem Markt, gnädige Frau!“ — „So? Nun, das nächste Mal werde ich mitgehen, da wird schon eine da sein!“

Fortschritt. 1855: „Ach, da ist ein Fußgänger!“ — 1885: „Sieh mal, ein Auto!“ — 1925: „Schau, da ist ein Pferd!“

Rätsel-Ecke.

Silbenrätsel.

Zyridwort, Mitternacht, Telling, Schneemann, Bamberg, Reidsburg, Mandel, Nationaltracht, Stendal, Dienstgrad, Welti, Anzug, Kenia, Bierzehrender, Rundlauf, Siegfried, Richtsnuß, Versmaß, Gebirgsbach, Tuschkästen. Diese Wörter enthalten einen bemerkenswerten Reimspruch. Die zur Wortbildung benötigten Silben sind den Wörtern ohne Rücksicht auf Silbentrennung und ohne Aenderung der Reihenfolge zu entnehmen.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Abbau: Bregenz, Regen.